educationsuisse

Schweizer Literatur – Literatur aus der Schweiz

Dr. Klara Obermüller

„Wo Schweiz drauf steht, soll Schweiz drin sein“, so wollen es die Swissness-Regeln, die per 1. Januar 2017 in Kraft getreten sind. Sie halten fest, wieviel Schweiz in einem Produkt enthalten sein muss, damit es mit dem begehrten weissen Kreuz im roten Feld gekennzeichnet werden darf. Mindestens 80% an Zutaten sollten es sein, heisst es. Bei einem Produkt lässt sich dies messen. Wie aber definiert man im Bereich Kunst und Kultur, was schweizerisch ist und was nicht? Ab wann, so liesse sich vor dem Hintergrund des heutigen Tagungsthemas „Swissness in der Bildung“ fragen, ist ein Schweizer Künstler ein Schweizer Künstler und ein in der Schweiz gefertigtes Bild oder Buch ein Stück Schweizer Kunst oder Schweizer Literatur? Oder auch: Was ist das überhaupt, ein Schweizer Künstler, ein Schweizer Schriftsteller? Ist das einer, der hier geboren ist, einer mit Schweizer Pass oder auch einfach nur einer, der in der Schweiz seinen Wohnsitz hat? Und muss er, um als Schweizer Künstler, als Schweizer Autor zu gelten, unbedingt die Schweiz zum Thema seines Schaffens machen?

Dass Fragen wie diese schwieriger zu beantworten sind als diejenige nach der Herkunft von Zutaten oder dem Sitz von Produktionsstätten, liegt auf der Hand. Und doch ist es reizvoll, nach Antworten zu suchen, zumal in einer Zeit, da Lebensläufe gebrochen, Gewissheiten fraglich und Zugehörigkeiten variabel geworden sind. Bereits im Titel meines Referats habe ich versucht, etwas von dieser Ambivalenz anzudeuten. Schweizer Literatur – Literatur aus der Schweiz: ein und dasselbe, sollte man meinen. Oder doch nicht?

Wie knifflig die Einordnung im Bereich der Kultur – zumal der sprachgebundenen Literatur – sein kann, wurde uns vor Jahren im Stiftungsrat von „Pro Helvetia“ bewusst, als wir über ein Förderungsgesuch des in der Schweiz lebenden, aber russisch schreibenden Autors Michail Schischkin zu befinden hatten. Darf ein Autor, der zwar in der Schweiz lebt, aber kein Schweizer ist und auch nicht in einer der vier offiziellen Landessprachen schreibt, von einer Institution wie der „Pro Helvetia“ unterstützt und gefördert werden? So lautete die Frage, und sie wurde hitzig diskutiert. Am Ende haben sich die Ja-Stimmen durchgesetzt – mit dem Argument, dass im Zeitalter von Migration und Globalisierung andere Regeln gelten müssten als damals in den dreissiger und vierziger Jahren, als man „Schweizerliteratur“, wie „Schweizervolk“ auch, noch in einem Wort schrieb und im Zuge der „geistigen Landesverteidigung“ genau zu wissen vorgab, was schweizerisch ist und was nicht.

Michail Schischkin war damals, als diese Diskussion bei „Pro Helvetia“ stattfand, noch eine Ausnahmeerscheinung. Mittlerweile aber gibt es bereits so viele solcher Ausnahmeerscheinungen, dass ein eigener Terminus für sie geschaffen werden musste: „Literatur mit Migrationshintergrund“ nennt sich das neue Genre, das in der Schweiz mit Namen wie Catalin Dorian Florescu und Melinda Nadj Abonji, wie Irina Brežna, Yusuf Yeşilöz, Radka Donnell, Ibrahim al-Koni, oder Francesco Micieli – um nur einige wenige zu nennen – gut vertreten ist. Unabhängig davon, ob sie nun in ihrer Muttersprache oder in einer unserer Landessprachen schreiben, konfrontieren uns diese Autorinnen und Autoren noch einmal ganz neu mit der Frage, was denn nun eigentlich Schweizer Literatur ausmache und worin sie sich, wenn überhaupt, von der Literatur anderer Länder unterscheide. Vor dem Hintergrund des bereits Gesagten dürfte klar sein, dass Annäherungen möglich, eindeutige Antworten jedoch nur schwer zu finden sind.

Fest steht zunächst nur dies, dass die Literatur der Schweiz per se mehrsprachig ist und man im Grunde genommen nicht von Schweizer Literatur, sondern von Schweizer Literaturen im Plural sprechen sollte: von Literaturen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie janusköpfig sind und sich stets zwei Kulturen zugehörig fühlen: derjenigen der Schweiz, der sie entstammen, und derjenigen des benachbarten Auslands, dessen Sprache sie sprechen. Wenn im Folgenden fast ausschliesslich Beispiele aus der deutschsprachigen Literatur der Schweiz angeführt werden, so wollen Sie mir dies, bitte, verzeihen. Es ist das Gebiet, auf dem ich mich auskenne. Und dass auch ich als Kritikerin über die Literatur aus dem deutschsprachigen Raum besser Bescheid weiss als über die anderssprachigen Literaturen des eigenen Landes, ist nur ein weiterer Beleg für die obgenannte These.
Neu ist das Phänomen der „doppelten Zugehörigkeit“ von Schweizer Literatur keineswegs, und problematisch wird es meist auch nur dann, wenn politische Spannungen das Klima vergiften. So war es bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs eine Selbstverständlichkeit, dass Autoren wie Gottfried Keller, C.F. Meyer, Robert Walser, ja, sogar der urbernische Jeremias Gotthelf ihre Werke in Deutschland publizierten und sich ganz selbstverständlich der deutschsprachigen Literatur zugehörig fühlten. Und nicht anders hielt es ein Charles Ramuz in der Romandie oder ein Francesco Chiesa im Tessin, die an ihrer Zugehörigkeit zur Kultur ihrer Nachbarländer nie den geringsten Zweifel liessen. Erst als die beiden Weltkriege die kulturellen Gräben auch in unserem Land aufrissen, wurden diese Selbstverständlichkeiten fraglich und die Autoren gezwungen, sich zu entscheiden, wem sie angehören wollten: den ihnen vertrauten Kulturräumen oder jenem nationalen Réduit, zu dem die Schweiz unter dem Druck von aussen geworden war.

Keiner hat diesen Konflikt seinerzeit klarer zum Ausdruck gebracht als Carl Spitteler, als er in seiner Rede vor der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ vom 14. Dezember 1914 deutlich machte, wo er die Literaturen seines Landes verortet

sehen wollte. „Unser Schweizer Standpunkt“ hiess die Rede, und sie lief auf die Feststellung hinaus:
„Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn, und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder aber ist ein ungeheurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein grösserer Unterschied lässt sich nicht denken.“
Die Aufforderung, sich dem anderssprachigen Miteidgenossen näher zu fühlen als dem sprachverwandten Kollegen im benachbarten Ausland, kam damals vor allem in der mit dem deutschen Reich sympathisierenden Deutschschweiz gar nicht gut an. Und es bedurfte schon der akuten Bedrohung durch den Faschismus der dreissiger Jahre, um Spittelers prophetischer Mahnung den nötigen Nachdruck zu verleihen. Vor allem für die deutschsprachigen Autoren der Schweiz wurde die Wahl ihres Standpunktes mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus zur Schicksalsfrage. Wer es, anders als Jakob Schaffner, ablehnte, der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer beizutreten, sah sich vom deutschen Markt abgeschnitten und auf die kleine Deutschschweiz zurückgeworfen. Autoren wie Jakob Bührer, Carl Albert Loosli, Adrien Turel oder Cécile Lauber haben diesen Rückzug teuer bezahlt. Sie gerieten auch im eigenen Land weitgehend in Vergessenheit und haben sich von der selbstauferlegten Isolation nie mehr ganz erholt.

Welch enormer kultureller und auch materieller Verlust mit der politisch motivierten Abkehr vom angestammten Kulturraum einherging, realisierte man erst richtig, als der 2. Weltkrieg vorbei war und die Abschottungsstrategie der „geistigen Landesverteidigung“ ihre Berechtigung zu verlieren begann. Der durchschlagende Erfolg der Deutschschweizer Literatur nach 1945 – allen voran eines Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, später dann auch eines Peter Bichsel, Otto F. Walter, Adolf Muschg oder Hugo Loetscher –, er verdankt sich nicht nur dem grossen Nachholbedarf deutscher Leserinnen und Leser nach guter, politisch nicht kontaminierter Literatur, sondern auch der Öffnung der Grenzen, die kulturellen Erzeugnissen aus der Schweiz alte Märkte zurückbrachte und zusätzlich neue erschloss. Noch hatten es Schweizer Verlage wie Arche, Walter oder Benziger vergleichsweise leicht, sich im deutschsprachigen Raum zu behaupten. Das änderte sich rasant, als die Alliierten deutsche Verlagsgründungen wieder zuliessen und die deutsche Wirtschaft als ganzes sich zu erholen begann.

Heute kann man, etwas überspitzt, sagen, dass ein Adolf Muschg, ein Markus Werner, Peter Stamm oder Thomas Hürlimann, eine Erica Pedretti oder Gertrud Leutenegger – um nur die bekanntesten zu nennen – nie einen vergleichbaren Erfolg gehabt hätten, wenn sie nicht durch ihre deutschen Verlage auf dem deutschen Markt präsent gewesen wären. In den Vorankündigungen ihrer Werke wird allenfalls noch am Rande erwähnt, dass

sie in der Schweiz leben oder in der Schweiz geboren sind, ihre Geschichten sind längst in alle Welt ausgeschwärmt, ihre Figuren sind Menschheitsfiguren, die Probleme, die sie behandeln, universell.

Es hat allerdings ziemlich lange gedauert, bis der Konflikt um die doppelte Zugehörigkeit der Schweizer – genauer: der Deutschschweizer – Literatur, sich auflöste und einer neuen Selbstverständlichkeit Platz machte. Noch Mitte der sechziger Jahre erregte Max Frisch die kulturellen Gemüter der Schweiz, indem er die vorwurfsvolle Frage aufwarf: *„Ist unser Land für seine Schriftsteller kein Gegenstand mehr*?“ Die Debatte, die er damit bei seinen Kollegen – Kolleginnen waren damals noch dünn gesät – auslöste, zog sich über Wochen hin und wurde sehr kontrovers geführt. Die Fragestellung war eine doppelte: 1. Muss die Schweiz zwangsläufig Gegenstand von Literatur sein, damit diese als schweizerisch empfunden wird? Und 2.: Gibt die Schweiz überhaupt genug Stoff her, um gute Literatur, Literatur von Weltgeltung gar, hervorzubringen?

Von heute aus gesehen, würde ich die erste Frage mit Nein und die zweite mit Ja beantworten. Nein, Schweizer Literatur muss nicht unbedingt die Schweiz zum Gegenstand haben, um als schweizerisch gelten zu dürfen. Ein Autor/eine Autorin schreibt wie alle anderen Autorinnen und Autoren auch über das, was ihn oder sie bewegt. Das *kann* die Schweiz sein, muss aber nicht. Und doch ist das, was dabei entsteht, ein Stück Schweizer Literatur oder eben Literatur aus der Schweiz, was ein kleiner, aber nicht ganz unwesentlicher Unterschied ist. Und ja, auch ein kleines Land wie die Schweiz gibt den Stoff her, aus dem Literatur von Weltgeltung entstehen kann. Nicht der Entstehungsort macht den Wert eines Werks aus, sondern die Art und Weise, wie es geschrieben ist. Und dass Literatur von Rang aus Cleversulzbach oder Konolfingen ebenso kommen kann wie aus New York oder Rom, hat die Literaturgeschichte zur Genüge bewiesen.

In den politisch aufgeheizten sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts sah man dies, zumal in der Deutschschweiz, freilich noch etwas anders. Zu nah lag für die damals aktive Generation noch die Weltkriegsvergangenheit, zu frisch waren die Erinnerungen, zu aktuell die Debatten um Anpassung und Widerstand und die Einschätzung einer Politik, die sich humanitär nannte und es doch im Ernstfall nicht war. Die Frage, ob man weiterhin ein Sonderfall, eine Insel der Seligen, ein Hort für Verfolgte sein wollte oder aber ein Land wie andere auch mit allem, was an Konflikten, an Schuld, an Versagen dazu gehört, diese Frage trieb Schriftsteller und Intellektuelle in jener Zeit um. Auf eine Kurzformel gebracht, liesse sich sagen: Man litt an der Schweiz, man rieb sich an ihr und kam doch nicht von ihr los. Die Titel dreier kurz hintereinander erschienener Bücher machen dies deutlich: „Unbehagen im Kleinstaat“ (1963) von Karl Schmid, „Helvetisches Malaise“ (1964) von Max Imboden und „Diskurs in der Enge“ (1970) von Paul Nizon. Allen dreien gemeinsam ist, dass sie das Schweizer-Sein als problematisch

empfinden und das Land selbst für einen „Holzboden“ halten, auf dem nichts Rechtes gedeiht. Dass gegen diese Enge, dieses Unbehagen, dieses Malaise anzukämpfen sei, war lange Zeit Konsens unter Schweizer Schriftstellern und Intellektuellen.

Nicht nur die beiden Überväter Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, sondern auch Peter Bichsel, Jörg Steiner, Otto F. Walter, Paul Nizon, Walter Matthias Diggelmann, Kurt Marti, Hugo Loetscher, Adolf Muschg, Walter Vogt, Erica Pedretti, Urs Widmer, Jürg Federspiel, Hermann Burger, Gertrud Leutenegger, – um nur die Wichtigsten zu nennen – machten ihr Land zum Thema oder hatten es zumindest im Blick, wenn sie schrieben. Sie arbeiteten sich an ihm ab, sie setzten sich mit ihm auseinander, sie gaben ihm eine Stimme. Da allerdings, wo ihre Werke literarische Gültigkeit oder gar Weltgeltung beanspruchen dürfen, da war es mit dieser Fixierung nicht getan. Und keiner/keine von ihnen hätte wohl je eine internationale Leserschaft gefunden, wenn Güllen, Jammers und Schilten nur auf der Landeskarte der Schweiz zu finden gewesen wären. Heute würde das wohl niemand mehr bezweifeln, und Frischs Forderung nach einer vorrangigen Beschäftigung mit dem eigenen Land würde vermutlich ins Leere laufen.

Wann der Wandel sich vollzogen hat, ist im nachhinein nur noch schwer auszumachen. Sicher ist, dass die Debatten um UNO- und EWR-Beitritt und vor allem die erneute Auseinandersetzung mit unserer Weltkriegsvergangenheit in den achtziger und neunziger Jahren zu den letzten grossen Aufwallungen geführt hatten. Damals kamen noch einmal all die Themen aufs Tapet, die die Autoren bereits in den sechziger und siebziger Jahren umgetrieben hatten: Unabhängigkeit, Neutralität, Wehrhaftigkeit – und hinter allem die Frage, wie die Realität der Schweiz mit unserem Wunschbild der Schweiz zur Deckung gebracht werden könnte. Im Unterschied zu früher wurden diese Debatten allerdings nicht mehr in der Literatur selber, sondern an ihren Rändern, in Essays, Kommentaren oder öffentlichen Foren, ausgetragen. Und dies nicht zum Nachteil der Literatur, wie ich meine.

Seit die Grabenkämpfe um Europa zugunsten eines neuen Isolationismus entschieden worden sind und die ausländische Kritik am Verhalten der Schweiz während des 2. Weltrkiegs dank hoher Geldzahlungen und der Einberufung einer Historikerkommission zum Schweigen gebracht werden konnte, ist auch im Lager der Schriftsteller und Intellektuellen weitgehend Ruhe eingekehrt. Manche bedauern dies und mahnen sporadisch mehr Engagement in politischen Angelegenheiten an. Ich kann diese Besorgnis nur bedingt teilen. Denn 1. haben politische Debatten ihren Platz in Zeitungen und auf Podien und nicht unbedingt in Romanen und Theaterstücken. Und 2. wird Literatur m.E. nicht dadurch politisch, dass sie sich explizit mit Politik beschäftigt, genauso wenig, wie sie schweizerisch oder gar schweizerischer wird, wenn sie die Schweiz zum Gegenstand hat. Gute Literatur ist existentiell, gute Literatur ist universell. Ihre Themen sind Liebe und

Tod, Freundschaft und Partnerschaft, Herkunft und Identität, Heimat und Fremde, und diese Themen gehen Chinesen ebenso an wie Oberwalliser, Innerschweizer ebenso wie die Bewohner im fernen Sibirien. Oder warum sonst wäre Charles Lewinskys „Melnitz“ in China erschienen und Peter Stamms „Agnes“ zur Pflichtlektüre deutscher Abiturienten geworden? Warum würden Thomas Hürlimanns Bücher in Russland gelesen und Lukas Bärfuss’ Stücke in rund ein Dutzend Sprachen übersetzt? Und warum gehören – andersrum betrachtet – die in Rumänien, Serbien und Russland spielenden Werke eines Catalin Dorian Florescu, einer Melinda Nadj Abonji oder eben auch eines Michail Schiskin so selbstverständlich zur Schweizer Literatur wie diejenigen eines Gerhard Meier aus Niederbipp oder eines Peter Weber aus Wattwil? Doch wohl deshalb, weil sie allgemeingültig sind und ihre Geschichten weltweit verstanden werden. Wir lesen sie, sie gehen uns an, genau so wie uns die Werke eines Balzac, eines Faulkner oder eines Dostojewski angehen, wenngleich sie aus einer ganz anderen Zeit und einer ganz anderen Kultur auf uns gekommen sind.

Obwohl oder gerade weil dies so ist, möchte ich zum Schluss noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob es nicht doch etwas gebe, was Schweizer Literatur von der Literatur unserer Nachbarländer unterscheide. Und wenn ja, was es denn sei.
Sind es sprachliche Eigenheiten? Ja, die gibt es, und sie führen nicht selten zu Auseinandersetzungen mit deutschen Lektoren. Bekanntestes Beispiel: der Begriff „Morgenessen“ (statt Frühstück) in Dürrenmatts Stück „Romulus der Grosse“, das dieser mit den Worten verteidigt: *„Was in meinem Hause klassisches Latein ist, bestimme ich.“*

Oder gibt es gesellschaftspolitische Besonderheiten, die uns von andern unterscheiden? Die Bedeutung des Militärs zum Beispiel, ohne die Werke wie Frischs „Dienstbüchlein“ oder das Stück „Palaver“ nicht denkbar wären? Die länger als anderswo währende Benachteiligung der Frauen, wie sie etwa bei Laure Wyss oder Isolde Schaad thematisiert wird? Oder die Art und Weise, wie wir uns auf der Bühne der Weltpolitik präsentieren: als die neutrale Zuschauerin, als die Schuldlose, wie es schon Spitteler in seinem „Schweizer Standpunkt“ oder Dürrenmatt in seiner „Dramaturgie der Schweiz“ hervorgehoben hat?
Gewiss, das alles trifft zu. Die Frage, ob es in der Schweizer Literatur auch so etwas wie einen unverwechselbaren Topos gebe, ist damit aber noch nicht beantwortet, und er ist auch gar nicht so leicht zu finden. Aber es gibt ihn oder gab ihn zumindest, früher, als die Menschheit, auch die schweizerische, noch nicht so weltläufig war wie heute: Es ist der Topos des Aufbruchs und der Heimkehr, es ist die Figur des Auswanderers, die Geschichte dessen, der auszieht, weil ihm die Heimat fremd geworden ist, und der wiederkommt, weil er in der Fremde nicht heimisch werden konnte. Wir kennen ihn als literarische Figur aus Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“, aus Albin Zollingers „Die grosse Unruhe“. Wir kennen ihn

aus Glausers „Gourrama“, aus Frischs „Stiller“, aus Paul Nizons „Untertauchen“ und auch – um doch noch etwas über den deutschschweizerischen Tellerrand hinauszuschauen – aus den Werken eines Blaise Cendrars oder eines Piero Bianconi. Wir kennen ihn aber auch als Autor, der weggeht und eines Tages wiederkehrt, nicht reuig oder gar gebrochen, sondern reich an Erfahrung und mit einem Blick auf die Schweiz, der die Daheimgebliebenen irritiert. Robert Walser wäre hier zu nennen, Glauser wieder, Cendras natürlich und Max Frisch, aber auch Jürg Federspiel und Hugo Loetscher, Paul Nizon, Adolf Muschg, Urs Widmer, Erica Pedretti, Thomas Hürlimann und von den Jüngeren etwa Jonas Lüscher und Peter Stamm. Peter von Matt spricht in seinem Essay-Band „Die tintenblauen Eidgenossen“ von einem *„Heimkehrer-Bewusstsein“* und bezeichnet dieses, verbunden mit einer intensiven Erfahrung der Grenze, als *„die eigentliche Produktionsbedingung für das Schreiben in der Schweiz“.* Bedenkt man, dass die Schweiz stets sowohl ein Aus- wie ein Einwanderungsland gewesen ist, dann hat diese These einiges für sich. Die Spannung zwischen Heimat und Fremde, zwischen dem Eigenen und dem Andern, zwischen Öffnung und Isolation ist eine Konstante, die das kulturelle Schaffen unseres Landes ebenso prägt wie unser politisches Bewusstsein. Wir sind eigen, und wir sind gleich. Wir öffnen uns, und wir schotten uns ab. Das eine wie das andere ist nötig, das eine wie das andere macht uns aus.

Als die Schweiz im Jahr 1998 Gastland an der Frankfurter Buchmesse war, versuchte sie, etwas von diesem Bewusstsein zu vermitteln, indem sie den Eröffnungsvortrag nicht von Adolf Muschg, Jacques Chessex, Giovanni Orelli oder Oscar Peer auf deutsch, französisch, italienisch oder rätoromanisch halten liess, sondern von dem aus Libyen stammenden und in der Westschweiz lebenden Autor Ibrahim al-Koni auf arabisch. Es war dies ein klares Bekenntnis zu einer Schweiz, die bereit ist, über Grenzen hinweg zu schauen und Zugehörigkeit noch einmal ganz neu zu definieren. „Schweizer Literatur – Literatur aus der Schweiz“ – ein scheinbar geringfügiger semantischer Unterschied und doch eine Unterscheidung von nicht geringer kultureller Tragweite.

Referat von Dr. Klara Obermüller anlässlich der Konferenz der Schweizerschulen im Ausland 2018

Podiumsgespräch an der Konferenz 2018, v.l.n.r.: Isabelle Chassot, Direktorin Bundesamt für Kultur; Dr. Klara Obermüller, Journalistin und Schriftstellerin; Prof. Dr. Heinz Rhyn, Rektor der Pädagogischen Hochschule Zürich; Pascal Affolter, Direktor der Schweizerschule Barcelona; Hans Ambühl, Präsident educationsuisse

---

Auf den Spuren der Swissness

Die jährliche Konferenz von educationsuisse bringt die Schulleiterinnen und Schulleiter sowie die Präsidentinnen und Präsidenten der Schweizerschulen im Ausland für gemeinsame Tage des Austauschs und der Weiterbildung zusammen. Der Tagungsort befindet sich jeweils in einem der Patronatskantone unserer Auslandschulen.

2018 begegneten sich die Schweizerschulen in der Bundeshauptstadt Bern. Da traf es sich gut, dass die Konferenz dem Jahresthema «*Swissness in der Bildung*» gewidmet war. Den Spuren der Swissness aktuell nachzugehen bedeutet für die Schweizer Bildungspräsenz im Ausland gleichsam eine Vergewisserung ihrer *raison d'être*. Und zuhause tut eine solche Vergewisserung nicht minder gut; sie gestattet einen Blick in den Spiegel, den uns die Auslandschulen hinhalten – nicht im Sinne einer selbstverliebten Nabelschau, sondern im Dienst der qualitätsorientierten Pflege schweizerischer Traditionen im aktuellen Bildungsalltag.

Das vorliegende Referat, welches die Journalistin und Schriftstellerin Dr. Klara Obermüller im offiziellen Teil der Konferenz hielt, geht der Swissness in der Literatur nach.

Schweizerschulen
im Ausland

Ecoles suisses
à l'étranger

Ausbildung
in der Schweiz

Formation en Suisse

Geschäftsstelle
Alpenstrasse 26
3006 Bern
Schweiz

www. educationsuisse.ch